

# Zeitschriftenschau.

## A. Philosophische Zeitschriften.

### 1] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Von R. Falckenberg. Leipzig, Pfeffer. 1896.

108. Bd., 2. Heft. **A. Grotenfelt, Warum vertrauen wir den grundlegenden Hypothesen unseres Denkens? S. 161.** Bei der reinen Erfahrung kann die Philosophie nicht stehen bleiben; der Vf. setzt es als erwiesene und zugestandene Wahrheit voraus, dass uns ein zusammenhängendes Weltbild erst durch die Bearbeitung der Wahrnehmungseindrücke unter Mithilfe von Zuthaten des Intellects entsteht. O. Liebmann hat diese Zuthaten zutreffend als »theoretische Interpretationsmaximen der Erfahrungswissenschaft« bezeichnet, energisch hervorhebend, wie mit ihrer Hilfe das Zusammenhanglose der reinen von aussen mir dargebotenen Erfahrungseindrücke verknüpft wird zu einem Ganzen. Als solche führt er in seiner »Klimax der Theorien« besonders an: „1. Das Princip der realen Identität. 2. Das Princip der Continuität der Existenz. 3. Das Princip der Causalität oder der durchgängigen Gesetzmässigkeit des Geschehens. 4. Das Princip der Continuität des Geschehens.“ Liebmann hält sie nicht für Axiome und auch nicht für erwiesene Inductionssätze; das Causalprincip ist ihm „eine unerwiesene und nicht streng erweisbare Hypothese.“ Ihre Berechtigung liegt in ihrer Unentbehrlichkeit; sie sind „durch ihre Fruchtbarkeit legitimirte Hypothesen.“ An dieser Theorie übt Vf. Kritik und verlangt auch eine vollere Anerkennung des Empirismus in der Erkenntnistheorie. Die synthetischen Urtheile *a priori* auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften betrachtet er als ein zu überwindendes Erbtheil des Kantianismus. — **Ed. v. Hartmann, Die letzten Fragen der Erkenntnistheorie und Metaphysik. S. 211.** 2. Metaphysik. *a)* Die metaphysischen Grundlagen der Causalität. *b)* Einheit und Vielheit. Der Vf. bringt diese Bemerkungen nur als vorläufige Andeutungen, die in der „Kategorienlehre“ weiter entwickelt werden sollen. — **J. Freudenthal, Spinozastudien. S. 238.** I. Ueber den kurzen Tractat. 1. Echtheit des Tractates. 2. Der Tractat kein

unreifes Jugendwerk. 3. Der Tractat ist ein unfertiger Entwurf. 4. Die Thätigkeit des Redactors. 5. Andere Schicksale der Schrift.

**109. Bd., 1. Heft. J. Freudenthal, Spinozastudien. S. 1.** II. Ueber die dem kurzen Tractate eingefügten Dialoge. 1. Inhalt der Dialoge. 2. Echtheit. 3. Abfassungszeit. 4. Verhältniss der Dialoge zu einander und zu dem kurzen Tractate. „Die beiden Gespräche bilden ein abgerundetes, wenn auch keineswegs formvollendetes Ganze. . . . Es ist aber auch unstatthaft, mit Busse im zweiten Dialoge Gedanken zu finden, die eine durchgearbeitetere Weltanschauung verrathen.“ „Mit noch grösserer Entschiedenheit als das Verhältniss der Gespräche zu einander lässt sich ihre Beziehung zum kurzen Tractat feststellen. Alle Erörterungen der Gespräche schliessen sich als Erläuterung, Ergänzung an die im Tractate entwickelten Gedanken an.“ „Ist das Ergebniss der vorstehenden Untersuchungen ein begründetes, dann ist über Avenarius' Phasentheorie nicht weiter zu rechten.“ Darnach soll Spinoza von Bruno abhängig zuerst in den Dialogen eine naturalistische Alleinheit gelehrt haben, sodann im Tractate unter dem Einfluss von Descartes einen theistischen Pantheismus und in der letzten Phase den Substantialismus verfochten haben. In untergeordneten Punkten hat Spinoza mit der Zeit gelernt. „Anders seine metaphysischen Lehren. Diese Grundmauern seines Systems standen fest, als er zuerst die Feder zur Aufzeichnung seiner Lehre vom Wesen der Gottheit ansetzte, und sie sind bis an sein Lebensende unerschüttert geblieben.“ — **H. Schwarz, Die Zwiespältigkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnisslehre. S. 26.** Unter den Naturforschern, die sich mit Erkenntnistheorie beschäftigen, besteht eine doppelte Strömung: eine metaphysische und eine psychologische. Nach ersterer besteht „die Wahrnehmung in dem geistigen Zurückgelangen eines ersten Körpers zu einem zweiten, nachdem vom zweiten Körper auf den ersten ein räumlicher Anstoss ausgeübt worden ist.“ Die psychologische Theorie ist die allbekannte Helmholtz'sche Lehre von der associationsmässigen Verbindung unserer Gesichtsvorkommnisse mit unseren Tasteindrücken. Die Quelle aller unserer eigentlich räumlichen Vorstellungen ist der mit dem Gelenksinn combinirte Tastsinn. Der Gelenksinn belehrt uns über die Lage und Stellung unserer Glieder, der Tastsinn über die Ausdehnung der berührten Körper. Damit verbindet sich dann die Helmholtz'sche Localisationslehre. Auch in dieser Lehre ist viel von Zeichen die Rede, und dies der Grund, „warum sie in den Köpfen der Naturforscher mit der vorigen (metaphysischen) Zeichentheorie nicht selten eine illegitime Verbindung eingegangen ist; sie versetzt in Wahrheit ihrer metaphysischen Schwester den Todesstoss.“ — **J. Müller, Ueber das Erinnern. (Nachtrag.) S. 50.** Die vom Vf. gebotene Erklärung des Erinnerns, welche die Gedächtnissbilder als concentrirte Theilinhalte des jeweiligen Bewusst-

seins fasst, hatte auch bereits H. Cornelius in einem Aufsätze: „Verschmelzung und Analyse“<sup>1)</sup> entwickelt. Da indes zwischen Müller's und Cornelius' Auffassung im einzelnen Verschiedenheiten bestehen, sieht er sich zu einigen nachträglichen Bemerkungen veranlasst. Zugleich löst er Meinong's Einwände gegen „die Analysentheorie.“ — **K. Joel, Fr. Paulsen's Einleitung in die Philosophie.**<sup>2)</sup> S. 60. Ein Dithyrambus auf Paulsen. „Es ist ein Bekenntnissbuch, und in dem durchtönenden Refrain: »Ich glaube« liegt alles Werthvolle, Wirksame und — alles Vergängliche des Buches beschlossen.“ „Das Schlusscapitel der Metaphysik ist mir das liebste des ganzen Werkes; man kann fast sagen, es ist in goldenen Worten geschrieben; hundert Sätze, die man citiren, hundert Wahrheiten, die man unterstreichen möchte: der Wille als Erbauer aller Weltanschauungen, jeder Philosoph das Modell seiner Welt, sein Hirn, seine Lehre der Durchgangspunkt des Weltprocesses . . .!“ — **M. Szlávik, Zur neuesten philosophischen Litteratur in Ungarn.** S. 83. — **Th. Lipps, Berichtigung.** S. 87. In einer Kritik der „Grundzüge der Logik“ des Vf.'s hatte Groos behauptet, er identificire das Urtheil mit Aufmerksamkeit, Auffassung, Apperception. Dies widerstreitet nach Lipps dem Grundgedanken seiner ganzen Logik. In der folgenden **Erwiderung** S. 92 erklärt Groos: „Es ist mir nicht im entferntesten in den Sinn gekommen, zu sagen, dass bei Lipps das Urtheil überhaupt und im allgemeinen mit der Apperception zusammenfalle!“

**2. Heft. Th. Gomperz, Die Jowett-Campbell'sche Ausgabe „des Staates“ und die platonische Chronologie.**<sup>3)</sup> S. 161. „Lewis Campbell's Name wird in der Platon-Forschung unvergänglich dauern. Die Nachwelt wird ihn als denjenigen ehren, der zur Lösung der Platonischen Frage den wesentlichsten Beitrag geliefert und durch die Feststellung des Zeitverhältnisses der Dialoge Platon's den Grund gelegt hat zur tieferen Einsicht in die Entwicklung und dadurch in das Verständniss seiner Lehren.“ „Er ist von einer Echtheitsfrage zur chronologischen Frage geführt worden. Es galt ihm die Zweifel, welche gegen die Echtheit des *Sophistes* und *Politicus* von Socher und Schaarschmidt waren erhoben worden, an einem Maasstab zu prüfen, der dem subjectiven Gutdünken den geringsten Spielraum übrig liess.“ „In der Hauptsache darf die Frage nach der Zeitfolge Platonischer Schriften als gelöst gelten. An der Spitze steht, wie C. F. Hermann vor mehr als fünfzig Jahren richtig erkannt hat, die ethische oder rein Sokratische, von der Ideenlehre noch völlig unberührte Gruppe, deren Mittelpunkt der vom heitersten Jugendmuth durchwehte *Protagoras* bildet. Es folgen von bedeutenden Werken der *Gorgias*, diesem der *Meno*, beiden das *Symposion* und

<sup>1)</sup> Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie. 1893. — <sup>2)</sup> Berlin 1892. 3. Aufl. 1895. — <sup>3)</sup> Platon's Republik. The Greek text edited with Notes and Essays by the late B. Jowett and L. Campbell. Oxford 1894. 3 Va.

der *Phaedon*. Den Höhepunkt seines Forschens und Schaffens erreicht der Philosoph in den grossen constructiven Werken *Phaedrus* und die *Republik*. Es schliessen sich . . . der *Parmenides* und *Theaetetus* an.

. . . Es macht endlich jene Schriftengruppe den Beschluss, in welcher der greise Denker vornehmlich seine Hauptlehren, die ethischen nicht minder als die politischen und Erkenntnisstheorien gegen eigene und fremde (Aristoteles) Einwürfe zu sichern und thatsächlich zu bewähren, aber eben darum auch vielfach einzuschränken und umzubilden bemüht ist.“

— **H. Gomperz, Ueber die Abfassungszeit des platonischen Kriton. S. 176.** Der *Kriton* gilt als einer der „frühesten und geschichtlichsten“ Dialoge Platon's. Dagegen zeigt der Vf., dass er nach der *Apologie*, nach dem *Gorgias*, *Meno* und *Phaedon* und vor der *Republik* geschrieben sei. — **A. Döring, Thales. S. 179.** Der Vf. will den grundlegenden Bericht des Aristoteles über das Weltprincip des Thales *Metaph.* I,3 der Ungenauigkeit bezichtigen und erweisen, dass Thales nicht das Wasser schlechthin, das materielle Wasser zum Princip des Seienden gemacht hat, sondern das Wasser als beseelt, das Wasser als Träger aller Kräfte des Werdens. Thales ist nicht Materialist, sondern Hylozoist, besser Hylopsychist. Denn „1. Aristoteles passt seinen Bericht in *Metaph.* I,3 der vorausgeschickten Analyse des Causalbegriffs an; 2. historisch beruht seine materialistische Deutung des Princip des Thales auf dem Zeugnis des Hippon. 3. Aristoteles selbst bietet an anderen Stellen Spuren der richtigeren hylopsychistischen Fassung. 4. Der Hylopsychismus oder doch Hylo dynamismus der Nachfolger spricht für das Vorhandensein der gleichen Auffassung auch bei Thales.“ 5. Angaben der Doxographen über Thales. — **Th. Elsenhans, Das Verhältniss der Logik zur Psychologie. S. 195.** „Gehört die Psychologie zur Philosophie?“ Diese Frage wird neustens bereits vielfach verneint. Doch setzt der Vf. die Zugehörigkeit der Psychologie zur Philosophie noch voraus, zeigt aber, „dass die Logik, grundsätzlich betrachtet, ein Theil der Psychologie sei.“ Denn das mit Logik als Wissenschaft bezeichnete Gebiet ist „nur insoweit Wissenschaft, als es der Verarbeitung einer bestimmten Gruppe geistiger Vorgänge dient.“ — **Fr. Ehrhardt, Causalität und Naturgesetzlichkeit. S. 213.** Beide Begriffe werden oft identificirt; aber mit Unrecht. Denn das Causalprincip ist ein aprioristisches ohne alle Ausnahme geltendes Axiom, die Naturgesetzlichkeit lässt sich aber nur als Thatsache beobachten und inductiv beweisen. Es braucht nicht Nothwendigkeit, Regelmässigkeit, Gesetzmässigkeit in der Welt zu herrschen; thatsächlich gibt es grosse Gebiete des Geschehens, für welche nothwendige Gesetze nicht aufgestellt werden können. Wir erkennen freilich die Causalität zumeist aus der Regelmässigkeit des Geschehens, aber „damit wird die Giltigkeit des Causalprincips selbst keineswegs von der Gleichförmigkeit des Naturlaufes abhängig gemacht.“ In der

Geschichte im Bereiche der menschlichen Handlungen herrscht zwar Causalität, aber keine strenge Gesetzmässigkeit, wie auch z. B. der grosse Historiker Ranke eingesteht.

2] **Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane.** Von H. Ebbinghaus und A. König. Hamburg und Leipzig, L. Voss. 1897.

13. Bd., 6. Heft. H. Ebbinghaus, Ueber eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern. S. 401. Man hat bisher immer nur eine bestimmte Geistesanstrengung wie: Rechnen, Gedächtnissübung, Verbalformen, Dictate, als Prüfungsmittel der Ermüdung der Schulkinder angewandt, und aus dem Steigen der Fehler dieselbe berechnet. So fand Burgerstein („Die Arbeitscurve einer Schulstunde“, 1891): Quantitativ rechneten die Kinder in den aufeinander folgenden Stunden immer mehr, in den letzten zehn Minuten der Stunde wurden 40% Ziffern mehr gerechnet als in den ersten zehn Minuten. Die Qualität aber verschlechterte sich, und zwar nicht absolut im Verhältniss des gesteigerten Leistungsquantums, sondern viel stärker, nämlich in Procenten der Ziffernzahl, vom Einfachen auf das Doppelte. Auch blieb die Zahl der leistungsfähigen Schüler später mehr zurück als anfangs. Aber damit ist für den Gang einer Schulstunde eigentlich nichts gewonnen, in einer solchen wird nicht immer angestrengt gerechnet, noch Dictat geschrieben usw., sondern es liegen stets Pausen, Unaufmerksamkeit usw. dazwischen. Auch ist Rechnen, Erinnern eine einseitige Geistesthätigkeit, die den gesammten Geisteszustand nicht erkennen lässt. Man muss daher vielmehr den Unterricht seinen gewöhnlichen Gang gehen lassen und suchen nur von Zeit zu Zeit durch ein geeignetes Reagens festzustellen, wie er bis dahin auf den Geist gewirkt hat. Diesen Weg schlug Griesbach ein („Energetik und Hygiene des Nervensystems in der Schule“, 1895). Sein Reagens war Reizung der Haut durch zwei Zirkelspitzen. In späteren Unterrichtsstunden mussten die Zirkelspitzen weit mehr von einander entfernt sein, um als zwei gefühlt zu werden, es nahm also die Sensibilität der Haut sehr ab. Indes kann doch diese Abstumpfung nicht als Kriterium der geistigen Leistungsfähigkeit gelten. — Ebbinghaus verband deshalb drei Methoden: Rechnen, Gedächtnissreproduction und Combinations (-Urtheils)leistungen (er liess z. B. ausgelassene Worte eines Satzes durch die Schüler ergänzen). Mit diesen Methoden prüfte E. zuerst die geistige Befähigung von Schülern überhaupt und dann zweitens die Ermüdung durch den Unterricht. Bei der letzteren Methode sind im allgemeinen die Unterschiede in der Leistung der Classen grösser als bei den beiden ersten. In ersterer Beziehung fand er: „Die Menge der geleisteten Arbeit

(Combiniren) nimmt von dem obersten zu dem untersten Drittel jeder Classe durchweg ab, die Procentzahl der dabei gemachten Fehler dagegen durchweg zu. „Die Leistungen der drei Classendrittel differiren am stärksten von einander in den untersten Classen und werden beim Fortschreiten zu höheren Classen immer ähnlicher.“ In den untersten Classen „stehen die Mädchen ausnahmslos bei allen drei Methoden hinter den gleichaltrigen Knaben zurück.“ Dagegen ergibt sich aus den Beobachtungen, „dass die Mädchen die im 11. Lebensjahre in verschiedenen Beziehungen bestehende geistige Ueberlegenheit der Knaben im 16. Lebensjahre so gut wie vollständig eingeholt haben.“ Inbezug auf Ermüdung geben die drei Methoden folgende Resultate: „Bei der elementarsten Gedächtnissleistung, dem sofortigen Reproduciren relativ einfacher Eindrücke ist eine Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit durch den fünfständigen Vormittagsunterricht nicht nachweisbar.“ „Bei dem wiederholten Hantiren mit einer mässig grossen Anzahl fest eingepprägter Associationen, wie es die Rechenmethode verlangt, ist eine allmähliche Abschwächung der Leistung in den späteren Unterrichtsstunden deutlich zu erkennen.“ Indes ist diese Abschwächung nicht besonders stark, höhere und niedere Classen weisen keinen Unterschied auf. Bei der freieren wichtigeren Geistesthätigkeit, dem »Combiniren«, „tritt mit grosser Deutlichkeit ein ganz gleichmässig zunehmendes Zurückbleiben der untersten (Gymnasial-) Classen (im Durchschnittsalter von 10—12 Jahren) hinter dem, was man nach den Leistungen der höheren von ihnen erwarten sollte“, zutage. Ob nun aber diese Ermüdung als schädlich bezeichnet werden müsse, ist damit noch nicht erwiesen. Auffallend ist, dass bei den Unterklassen des Gymnasiums die altsprachlichen Stunden ungewöhnlich wenig ermüden. — **Th. Elsenhans, Nachtrag zu Ebbinghaus' „Combinationstheorie“: S. 460.** Vf. hält auch die Combinationsmethode noch für einseitig und schlägt darum eine „Complicationsmethode“ vor, nach welcher Combination und Gedächtniss zusammenwirken. Man liest zuerst die von den Schülern zu ergänzenden Stücke vor. Den Antheil des Gedächtnisses kann man dann möglicherweise durch Vergleichung der Ergebnisse mit denen der einfachen Combinationsmethode ausschalten. — **Breuer, Ueber den Einfluss des Maculapigments auf Farbengleichungen. S. 464.** Die Versuche des Vf.'s suchten zu ermitteln, ob das gelbe Pigment der *macula lutea* Einfluss auf die Empfindungsaffecte gemischter Lichter besitzt: sie konnten nur geringe Einflüsse nachweisen. Auch die starke Zunahme der Empfindlichkeit der Netzhaut in dunkeladaptirtem Zustande vom Centrum nach der Peripherie hin kann nicht auf Rechnung der Maculapigmentsabsorption gesetzt werden.

14. Bd., 1. u. 2. Heft. **G. E. Müller, Zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen. S. 1.** Viertes Capitel. Die Sehnervenerregungen und ihre Abhängigkeit von den Netzhautprocessen. § 28. Annahme von

sechs Grunderregungen des Sehnerven. § 29. Erörterung der Frage, ob auch die Sehnervenerregungen selbst als einander entgegengesetzte Vorgänge anzusehen seien. § 30. Weiteres über die Sehnervenerregungen und ihre Erweckung durch die Netzhautprocesse. § 31. Zur Erklärung des Simultancontrastes. § 32. Die theoretische Bedeutung der binocularen Farbmischung. § 33. Vom centralen Ursprung der Empfindung des subjectiven Augengrau. § 34. Die Uermüdbarkeit des Nerven. § 35. Erklärung der quantitativen Singularität der schwarz-weißen Empfindungen. § 36. Assimilation und Dissimilation. — **G. Abelsdorff, Die ophthalmoskopische Erkennbarkeit des Sehpurpurs. S. 77.** Die Stäbchen fast aller Wirbelthieraugen sind gefärbt, Boll entdeckte 1876 ihre Purpurfarbe, deren Substrat ein in den Aussengliedern der Stäbchen enthaltener Farbstoff, der Sehpurpur ist. Boll hatte nun geglaubt, mit dem Augenspiegel den Sehpurpur beobachten und aus dem Fehlen des Augenrothes den eingetretenen Tod erkennen zu können. Aber „erstens ist die Purpurfarbe der Netzhaut von dem Bestehen der Circulation unabhängig und widersteht cadaverösen Processen, zweitens ist der Sehpurpur beim Menschen gar nicht mit dem Augenspiegel erkennbar.“ Dagegen konnte der Vf. bei Fischen (beim Bley) den Sehpurpur ophthalmoskopisch sichtbar machen. — **G. Sergi, Ueber den Sitz und die physische Grundlage der Affecte. S. 91.** Der Sitz der Gefühle, Lust und Schmerz, ist das verlängerte Mark, der *bulbus rachidicus*. Lange hat gemeint, das vasomotorische Centrum sei der Sitz der Gefühle; „doch ist dieses Centrum zu eng, um die Mannigfaltigkeit der visceralen Erscheinungen des Ernährungslebens zu erklären.“ „Schmerz und sein Gegensatz, die Lust, sind Phänomene der Ernährungsorgane, deren Functionsstörungen psychischen Charakter erhalten und in Form von Gefühlen bewusst werden.“ Im *bulbus rachidicus* laufen die Reflex- und automatischen Centren der Nerven, die das ganze Ernährungsleben reguliren, zusammen. Von diesem Complexcentrum hängen die Bewegung des Herzens und die der Athmung ab, ferner die Bewegungen der verschiedenen Secretionen, die dem Ernährungsleben dienen, und die anderer, z. B. der Thränen.“ Beim Schmerzgefühl treten nämlich folgende Erscheinungen auf: Stillstand oder Verlangsamung der Herzbewegung und der Athmung, Veränderung beider in ihrer Form, Sinken der Temperatur, Störungen in den Secretionen und Verdauungsfunktionen: und zwar dies alles proportional der Intensität des schmerzhaften Reizes. Die Gefühle entstehen aber nicht durch reflectirte Reize in Bulbus, sondern durch directe. Denn der Bulbus kann ganz unabhängig vom Gehirn functioniren. Auch die ästhetischen Gefühle sind in derselben Weise zu erklären. „Die ganze Theorie lässt sich also in zwei Grundprincipien zusammenfassen: 1. Das Centrum der Affecte ist nicht das eigentliche Gehirn, die Basis der intellectuellen Phänomene und des Bewusstseins der psychischen Phänomene jeder Ord-

nung, sondern das verlängerte Mark.“ „2. Der Sitz und die physische Grundlage der Affecte ist gleich der der anorganischen Gefühle peripherisch, da beide mittels der peripherischen Nerven des mit dem Sympathicus verbundenen cerebrospinalen Systems und ausserhalb des Gehirns erzeugt werden.“ „Da sich endlich die Centren des vegetativen Lebens im Bulbus befinden, und dieser das gemeinsame Centrum für die Gefühle jeglichen Charakters ist, welches direct durch jede Zustandsveränderung erregt werden kann, sei es durch die peripherischen Wege — besondere und Gemeinempfindungen —, sei es durch die Gehirnwege — Vorstellungen, Bilder, Erinnerungen —, so lässt sich feststellen, dass das Centrum des Lebens oder der Lebensphänomene auch das Centrum der Affecte ist, und diese entsprechen der wahren und ursprünglichen Function, dem Schutze des Lebenden.“ — **G. Heymans, Quantitative Untersuchung über die Zöllner'sche und die Loeb'sche Täuschung. S. 101.** Auf Grund seiner Messungen glaubt der Vf. die betreffenden Erscheinungen bis auf weiteres als Contrastwirkungen bezeichnen zu können. „Die lebhaftere Vorstellung einer in bestimmter Richtung verlaufenden Bewegung erzeugt den Schein einer entgegengesetzten Bewegung, welche sich zu einer beliebigen thatsächlich ausgeführten Bewegung algebraisch addirt.“

**3. u. 4. Heft. G. E. Müller, Zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen. S. 161.** Die besondere Functionsweise der Stäbchen. „1. Die Stäbchen stellen in der That einen Dunkelapparat d. h. einen Apparat dar, welcher zur Wahrnehmung im Dunklen weit besser befähigt ist, als der Zapfenapparat, und zwar vollführen sie diese Vorrichtung mittels des Sehpurpurs. 2. Der Sehpurpur erfüllt seine Function als Adaptionstoff dadurch, dass er als optischer Sensibilator für die Erweckung des Weissprocesses dient und ausserdem noch das Volumen der Stäbchenaussenglieder beeinflusst. 3. Die eigentlichen Sehstoffe, welche den Weiss- und Schwarzprocessen zugrunde liegen (das *N*-, *W*- und *S*-Material), sind in den Zapfen und Stäbchen dieselben. Demgemäss sind auch die *W*- und *S*-Processe in beiden Arten von Gebilden von ganz gleicher Qualität. 4. Die Stäbchen dienen nicht ausschliesslich der Wahrnehmung im Dunklen, sondern unterstützen auch die Wahrnehmungen des Hellauges.“ „Die beiden Typen der Gelbblausichtigen.“ „Hiernach kommen alle nur mittelbaren Gelb- und Blauvalenzen für den Rothgrünblinden in Wegfall, während sie für den Grünrothblinden noch bestehen.“ „Es gilt also ganz allgemein der Satz, dass den beiden Seiten einer von einem Farbentüchtigten hergestellten Farbgleichung gleiche unmittelbare und gleiche mittelbare Valenzen entsprechen.“ „Wir haben . . . von einer Annahme Gebrauch gemacht, nach welcher auch solche Netzhautprocesse, die nicht antagonistischer Natur sind, in einer gewissen Wechselbeziehung zu einander stehen.“ — **W. Uthhoff, Weitere Beiträge zum Sehenlernen blindgeborener und später mit Erfolg operirter Menschen, sowie zu dem**



gelegentlich vorkommenden Verlernen des Sehens bei jüngeren Kindern, nebst psychologischen Bemerkungen bei totaler congenitaler Amaurose. S. 197. Die Beobachtungen bestätigen durchgängig die empiristische Sehe-  
 theorie. Gegenstände, welche der operirte Knabe durch das Gefühl sehr gut kannte, erkannte er anfangs nicht durch das Gesicht; nicht einmal die Gestalt gab er erst richtig an, manchmal eckig statt rund. Grosse Schwierigkeit machte ihm die Deutung seines Bildes im Spiegel, welches er erst nach langen Prüfungen richtig deutete. Bilder von Menschen und Thieren, wenn sie verkleinert waren, konnte er nicht deuten. Excentrische Netzhautindrücke dienen ihm gar nicht zur Orientirung; selbst hin- und herbewegte Gegenstände, wenn sie nicht gerade in der Blicklinie liegen, bemerkt er anfangs nicht; auch Gegenstände, welche nicht bis in die Höhe des Auges reichen, sieht er nicht. An einem hingehaltenen Objecte, das er mit dem Finger zeigen sollte, zeigte er meist vorbei; so waren auch die Associations-Bewegungen noch nicht gelernt. — In einem Falle von vorübergehender Amaurose nach Blepharospasmus bei einem 3 $\frac{1}{2}$ jährigen Mädchen lernte Patientin erst nach Wochen wieder das Sehen; in der Zwischenzeit macht es dieselben langsamen Fortschritte wie ein Blindgeborener, z. B. excentrische Netzhautindrücke lösten erst spät Augen- und Greifbewegungen aus, obwohl die Lichtreaction der Pupille von excentrischen Netzhautpartien prompt eintrat. Das wirkliche Erkennen von Objecten, welche den Kindern früher schon durch das Gefühl bekannt sein mussten, erfolgte erst in der allerletzten Zeit. — **K. Lange, Gedanken zu einer Aesthetik auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage. S. 242.** Gleichzeitig Referat über K. Groos: „Die Spiele der Thiere.“ Nach dem Vf. entwickeln sich die Spiele der Kinder aus denen der Thiere, und aus beiden Aesthetik und Kunst. Insbesondere sind es die Illusionsspiele, wenn die Katze mit einem Knäuel wie mit einer Maus spielt, das Mädchen seine Puppe putzt, aus welchem die menschliche Kunst sich entwickelt. Der Vf. betrachtet „die bewusste Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses.“ Sie ist ihm gefühlsmässige Erzeugung eines nicht vorhandenen Etwas auf Grund eines sinnlich wahrnehmbaren Realen. Die Spiele sind wesentlich für die natürliche Auswahl. „Vielleicht ist die Einrichtung der Jugendzeit selbst zum theil um der Spiele willen getroffen. Die Thiere spielen nicht weil sie jung sind, sondern sie haben eine Jugend, weil sie spielen müssen.“ „Durch die natürliche Auslese wird die bewusste Selbsttäuschung, wenn auch nicht geradezu geschaffen, so doch fortgebildet, von Generation zu Generation gesteigert und verfeinert. Sie wird bei wachsender Intelligenz nicht zur Mutter des Spiels, sondern auch zur Mutter der Kunst.“ Das Spiel ist nämlich Vorübung für den Ernst des Lebens; wer am besten spielt, wird im Leben am meisten Aussicht auf Ueberleben haben. „Der Kunsttrieb ist der durch die Intelligenz unter

Hinzutritt der natürlichen Auslese ausgearbeitete, verfeinerte und vermännigfaltigte Spielinstinct.“ „Der Mensch bedarf der Kunst, um den Spielinstinct in sich lebendig zu erhalten, der seinen Nachkommen, denen er ihn vererbt, im Kampfe um's Dasein unentbehrlich ist.“ Der Zweck der Kunst ist „die Erhaltung und Verbesserung der Gattung durch Verstärkung, Vertiefung und Vermännigfaltigung derjenigen Gefühle, die der Mensch im Kampfe um's Dasein braucht, aber in der Einseitigkeit des Lebens nicht immer entwickeln kann.“ Demnach kann man sagen: „Kunst ist die Fähigkeit des Menschen, sich selbst und anderen auf dem Boden der bewussten Selbsttäuschung einen Genuss zu bereiten, der durch die Erweiterung und Vertiefung der menschlichen Anschauungen und Gefühle, die er bewirkt, zur Erhaltung und Verbesserung der Art beiträgt.“ — **Heine, Demonstration des Scheiner'schen Versuches nebst Betrachtungen über das Zustandekommen der Raumvorstellungen. S. 271.** Betrachtet man eine Nadelspitze mit einem Auge durch ein Kartenblatt mit zwei möglichst kleinen Löchern, deren Distanz unter der Weite der Pupille bleibt, so sieht man, wenn das Auge gerade auf die Nadel eingestellt ist, diese einfach, sonst doppelt.

## B. Philosophische Aufsätze aus Zeitschriften vermischten Inhalts.

1] **Natur und Offenbarung.** Münster, Aschendorff. 1897.

**43. Bd., 7. Heft. B. Tümmler, Die Schutzfarbe bei den Wirbeltieren. S. 404.** Die Säugethiere und die Vögel des hohen Nordens tragen die weisse Farbe des Schnee's: der Polarfuchs, der Eisbär, der Schneehase, die Schnee-Eule, das Schneehuhn, der Schneefink usw. Das Rennthier ahmt in seinem weisslich-grauen Winterkleide die grauen Felsen und mit Flechten bedeckten Einöden nach. Auch in den Alpen legen im Winter der Alpenhase und das Alpenschneehuhn eigens ein weisses Winterkleid an, während die Murmelthiere in denselben Eisregionen ihr dunkles Kleid auch im Winter behalten; sie halten eben in Höhlen ihren Winterschlaf. Dagegen tragen in den Wüsten des Südens Säugethiere und Vögel ein sandfarbiges Gewand: der Löwe, die Springmäuse, Antilopen und Gazellen; Wüstenlerche, Wüstenfinken, Wüstenhühner. In der gemässigten Zone entsprechen die Vögel in ihrer Färbung genau dem Ackerboden oder der öden Haide. Erdgrau ist unsere Feldlerche, fahlsteingrau die Haubenerle, hell sandgrau mit olivengrünem Anhauch die Haidelerche, die Mohrenlerche der Tatarei schwarz: alle entsprechen genau dem Boden. Die Farbe der Bewohner der kahlen Haiden, sumpfigen Niederungen und sandigen Seeküsten geht in der Farbe des jeweiligen Bodens auf, so dass sie sich blos zu ducken brauchen, um vollständig von der Bildfläche zu

verschwinden. Ganz ausserordentliche Mühe kostet es z. B., ein ganz offenes Sand-Regenpfeifer-Nest auf der kraut- und graslosen Sandbank mit den offen daliegenden Eiern zu entdecken. Das Farbenkleid des Gold-Regenpfeifers stimmt auf's beste zu dem Graugrün und Flechtengelb der nordischen Tundern und Mooshaiden; besonders auffallend harmonirt das gelbgrüne Dunenkleid der schutzlosen Jungen mit den sommerlichen gelbgrünen Farbentönen jener öden Flechten-Tundras und grünen Moorhaiden. Die Berg und Wald bewohnenden Säugethiere zeigen eine ähnliche Uebereinstimmung mit ihrer Umgebung. Gemse, Steinbock und Murmelthier tragen das Felsenbraun ihrer Heimathberge. Im Winter wird die Gemse dunkler, während in denselben Alpen der Hase weiss wird: allerdings schützt sie so ihr dunkler Pelz in der Ruhe in dunklen Felsen. Die Vögel unserer Wälder ahmen das Laub nach, in den Tropen den üppigen Farbenschmuck des Urwaldes. Auch bei Reptilien, Lurchen und Fischen zeigt sich eine merkwürdige Anpassung an die Farbe der Umgebung. Von den grünen Baumschlangen berichtet Günther: Im zoologischen Garten starben alle, bis man ihnen zwei grüne kräftige Hortensien in den Käfig schob. Als bald schossen sie in dieses grüne Versteck und finden sich seitdem sehr wohl. Inbezug auf die Anpassung der Eidechsen an den Boden hat Eimer sehr interessante Beobachtungen in Aegypten und Nubien gemacht. „Ich fand“, sagt er, „dass in dieser Beziehung alle Erwartungen, welche man auf Grund der Berichte Anderer hegen mag, durch die Thatsachen, durch die Wirklichkeit an Ort und Stelle selber übertroffen werden.“ Er fand an den sehr verschiedenen Plätzen die Eidechse *Acanthodactylus* ganz genau dem Boden entsprechend. Als er in der Umgebung von Alexandrien ein Thierchen auf dem Boden dahinlaufen sah, „entrang sich ihm ein lauter Ausruf des Erstaunens“ über die Uebereinstimmung in Farbe und Zeichnung. In der Wüste hatte sie die reinste Wüstensandfarbe, tiefbraun fand er sie auf der Lava. Der grüne Laubfrosch trägt die Farbe seines Aufenthaltsortes; in dunklen Wäldern sind sie dunkler, in Moorgegenden braunschwarz. Bei den Fischen ist die Bauchseite weiss, dagegen der Rücken dunkel, bläulich, graugrün, wodurch sie dem Auge verdeckt werden. Alles fasst ein Naturforscher in folgende Worte zusammen: „Ebenso wie im Norden der ewig dort die Erde deckende Schnee auch auf das Haar der Säugethiere und auf die Federn der Vögel gefallen zu sein scheint; ebenso wie in der Steppe und Wüste des Südens die Farbe des Wüstensandes auch die Leibfarbe des dortigen Säugethiers, des Wüstenvogels und der Wüsteneidechse geworden ist, genau so scheint auch das Glanzfell der tropischen Vierfüssler, die Farbengluth der tropischen Vögel und erst recht der Metallganz der südlichen Insecten und die leuchtende Farbenpracht tropischer Blüthen ein Abglanz des südlichen Lichtes, ein Spiegelbild des üppigen, farbenreichen Südens zu sein.“

**8. Heft. E. Wasmann, Ueber die Erhaltung der Arteigenschaften. S. 495.** Ueber die Ursache der Vererbung bestehen sehr verschiedene speculative Auffassungen und Hypothesen. In einem Vortrage, den unter obiger Aufschrift Prof. Dr. Huppert am 16. Nov. 1895 an der k. k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität zu Prag gehalten hat, wird der Chemismus als Ursache der Artconstanz bezeichnet und durch Thatsachen begründet. Die Keimplasmen haben verschiedene chemische Zusammensetzung, sie bedingt also die spezifische Verschiedenheit derselben. Da die Eizellen aber der chemischen Analyse grosse Schwierigkeit bereiten, legt er den erwachsenen Thierkörper zu grunde. Die wichtigsten Träger der Lebenserscheinungen sind die Eiweisskörper; ihre chemische Beschaffenheit ist aber bei verschiedenen Thierarten verschieden. Die Krystalle des Hämoglobins haben bei verschiedenen Thieren verschiedene Gestalt und gehören zum theil verschiedenen Krystallsystemen an. Das Hämoglobin besteht nun aus einem Farbstoff (Hämatin), der bei allen Blutarten identisch ist, und einem Eiweisskörper. Also muss dieser verschieden sein, da die Art der Zusammensetzung beider Bestandtheile des Blutes immer dieselbe bleibt. Auch der Stoffwechsel ist bei verschiedenen Organismen verschieden; dies ergibt sich erstens aus einzelnen Producten des Stoffwechsels z. B. der Galle. Die Cholsäure derselben ist bei Rindern, Schweinen, Menschen verschieden. Aehnlich ist es mit den Fetten und den Säuren des Harns. Verschieden ist auch die chemische Reaction der Thiere auf Gifte und pathogene Organismen. Das Morphin erzeugt beim Menschen schon in geringen Mengen Schlaf, während 20 gr. salzsaures Morphin eine Ziege nicht einschläfern. Es wirkt also anders auf die Gehirnzellen des Menschen und die des Thieres. Die Bacillen schaden nicht allen Thieren; sie finden eben nicht überall den geeigneten Nährboden. Daraus schliesst Huppert: „Der thierische Organismus verfügt also über Einrichtungen, welche ihn befähigen, sich selbst in seiner ganzen Eigenart zu erhalten. Die zu grunde gehende Substanz wird ersetzt nach dem Muster bereits bestehender, neu hinzuwachsende wird geformt nach vorhandenen Vorbildern, ein Typus beherrscht das Ganze, der chemische Charakter der Art bleibt ihr ganzes Leben hindurch unverändert derselbe.“ (Und da sagen die Darwinisten, der Artbegriff sei eine scholastische Abstraction!)

2] **Stimmen aus Maria-Laach.** Jahrg. 1897. Freiburg, Herder.

**6. u. 7. Heft. J. Dahlmann, Der Buddhismus und die vergleichende Religionswissenschaft. S. 20.** R. Seydel hat den Muth gehabt, das Leben Jesu mit dem Buddha's zu vergleichen.<sup>1)</sup> Einer der

<sup>1)</sup> „Das Evangelium Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre.“ Leipzig 1882.

hervorragendsten Kenner der indischen Alterthumskunde, Windisch<sup>1)</sup>, sieht in diesen Parallelen nur ein kritikloses Haschen nach Aehnlichkeiten, und es verräth die ganze Ohnmacht jener Abart der echten vergleichenden Wissenschaft, wenn sie Parallelen aufstellt zwischen der Genealogie Christi und den wildphantastischen Vorgeburten Buddha's, der jungfräulichen Empfängniss Christi und dem Elephanten der buddhistischen Erzählung, zwischen der Verkündigung durch den Engel und der albernen Traumauslegung der Brahmanen, zwischen Herodes und König Bimlisāra, zwischen Simeon und Asita. Das Erdbeben beim Tode Jesu soll aus der buddhistischen Legende stammen. Aber „die Berichte über den Tod Jesu und den Tod Buddha's sind in der Hauptsache so verschieden, dass ich einer gewissen Uebereinstimmung in den begleitenden Wundererscheinungen keine tiefer gehende Bedeutung beimessen kann. Das Beben der Erde als ein *portentum* ist nicht auf Indien beschränkt. Warum soll es von da entlehnt sein? Was deutet auf eine Entlehnung hin?“<sup>2)</sup> Eine zutreffendere Parallele wäre die Versuchung Christi durch den Teufel und diejenige Buddha's durch Mara, den Tod. Allein trotz der „merkwürdigen Aehnlichkeiten“ sind, wie Windisch bemerkt, die Darstellungen mit so viel Verschiedenheiten gemischt, dass eine Entlehnung nicht bewiesen ist. „Die Antworten, die Jesus gibt, enthalten eine andere Lehre als Buddha's Lehre. Auf keinen Fall ist der Jesus der Versuchungsgeschichte eine Widerspiegelung Buddha's.“<sup>3)</sup> — Ueberhaupt verlässt Seydel vollständig den Boden historischer Forschung. Das Evangelium ist Geschichte, die Buddhasage ist Phantastik. Buddha ist eine abenteuerliche, echt indische Erscheinung, Jesus Christus erscheint in nüchterner Wirklichkeit; seine Person und sein Leben wurzeln ganz und gar auf israelitischem Boden; sein Leben ist Ausdruck der Geschichte, der Sitten, der Anschauungen und Erwartungen seines Volkes: von indischem Wesen keine Spur. — Es ist in keiner Weise erklärbar, wie die Evangelisten oder Christus selbst Kenntniss vom Buddhismus erhalten haben soll. Man hat vermuthet, Christus habe die Jahre seines verborgenen Lebens in einem buddhistischen Kloster zugebracht. Und wirklich, der Russe Notovich entdeckte in einem Kloster Nepal's ein in Sanskrit verfasstes „Leben Jesu“, das auch in französischer und deutscher Uebersetzung erschien und gierig von der europäischen unchristlichen Welt aufgenommen wurde. Nähere an Ort und Stelle angestellte Nachforschungen zeigten indes bald, dass die grosse Entdeckung reinster Schwindel war und grobe Täuschung. Eine geschichtliche Urkunde über Buddha und sein Leben, wie wir sie von Christus besitzen, gibt es nicht, sondern nur Jahrhunderte später aufgezeichnete Traditionen. Dass die

<sup>1)</sup> „Māra und Buddha.“ Leipzig 1895. — <sup>2)</sup> Vgl. „Ilias“ XX, 56 ff. —

<sup>3)</sup> A. a. O. S. 218.

nördliche Ueberlieferung keinen Werth habe, ist bei ihrer wunder-süchtigen Phantastik zugestanden; aber auch die südliche Litteratur wurde durch „den grotesken Geschmack späterer Zeiten“ (Oldenberg) beeinflusst und kann auf geschichtlichen Charakter keinen Anspruch erheben. Was würde man von einer geschichtlichen Begründung des Christenthums urtheilen, die keine älteren Aufzeichnungen über Christus aufweisen könnte als etwa den „Heliand“ und „Christ“ nebst einigen etwas älteren christlichen Bauwerken? Näher als die Parallele mit Christus läge die Parallele Buddha's mit Krischna, dem Helden des indischen Riesenepos. „Das buddhistische *Nirwāna* ist ein Torso, das Bruchstück eines fremden Systems. Nicht auf eigenem Boden ist das buddhistische Ideal erwachsen.“ Wie die höchste indische Weisheit Aufgehen des Ich im Brahma ist, so sagt Krischna zu seinem Freund Arjuna: „Du bist ich, ich bin Du.“

### 3] Jahrbuch für Philosophie und speculative Theologie.

Von Dr. E. Commer. Paderborn, Schöningh. 1896/97.

**11. Bd., 3. Heft. R. Zastiera, Kinder in Polizei- und Gerichtsgefängnissen. S. 261.** Bildet eine Ergänzung der von demselben Vf. herrührenden Artikelserie: „Die Kriminalpädagogik und ihr Werth“ in Vogelsang's Monatschrift für christliche Socialreform 1890 und „Die Grenzen der Staatsgewalt“, 11. Bd., 1. u. 2. Heft dieser Zeitschrift. — **M. Glossner, Zur neuesten philosophischen Litteratur. II. S. 292.** 1. A. Bullinger, Das Christenthum im Lichte der deutschen Philosophie. 2. L. Rabus, Logik und System der Wissenschaften. 3. A. Drews, Kant's Naturphilosophie als Grundlage seines Systems. 4. O. Lindenberg, Die Zweckmässigkeit als Wirkung der Vorstellungshemmung. — **E. Rolfes, Die angebliche Mangelhaftigkeit der Aristotelischen Gotteslehre. (II. Artikel.) S. 333.** Aristoteles fasst Gott nicht als bloßes Ziel, sondern als wirklichen Beweger der Welt. Er fasst Gott so als Ziel, dass der Schöpfungsgedanke dabei nicht entbehrlich ist. „Aristoteles muss, wenn er nur einigermaassen folgerichtig gedacht hat, die ganze Substanz der Dinge auf Gott als hervorbringendes Princip zurückgeführt haben.“ Inbezug auf die Seelen findet der Vf.: „Wir haben also hier die unzweideutige Lehre: Die menschliche Seele ist vor dem Leibe nicht da. Sie entsteht aber unserem Philosophen zufolge auch nicht durch Zeugung: sie kommt von aussen.“ Also doch wohl von Gott. — **G. Feldner, Die Neu-Thomisten. S. 351.** Weiter gegen P. Frins. „Der Simultan-Concurs der Molinisten.“

**4. Heft. Litterae Apostolicae, quibus Constitutiones S. J. de doctrina S. Thomae A. profitenda confirmantur. S. 385.** Folgt eine Uebersetzung und Gliederung des päpstlichen Erlasses. — **Th. M. Wehofer,**

**Anordnungen Leo XIII. über das Thomasstudium. S. 406.** Der Vf. setzt voraus, „dass solche höchstrichterliche Entscheidungen nach dem kanonischen wie nach jedem anderen ausgebildeten Rechte für alle analogen Fälle als juristische Norm zu gelten haben.“ — **M. Glossner, Albert Barberis. S. 431.** Eine biographisch-litterarische Skizze von „dem um die Wiederherstellung der thomistischen Philosophie wie wenig verdienten Mitbegründer und unermüdlischen Mitarbeiter der in Piacenza erscheinenden Zeitschrift »Divus Thomas«, Albert Barberis, Professor am Collegium Alberoni.“ — **J. L. Jansen, Probabilistische Beweisführung. II. S. 453.** Erwiderung auf eine Erwiderung Noldin's. — **R. Zastiera, Kinder in Polizei- und Gefängnissen. S. 470.** „Hand weg von unseren Kindern“, „Fort mit der Criminalpädagogik!“ Die Ruthe muss wieder in ihre Rechte eingesetzt und in die Hände der Eltern, Lehrer zurückgegeben werden.

**12. Bd., 1. Heft. M. Glossner, Zur neuesten philosophischen Litteratur. S. 1.** Zur Besprechung kommen: 5. Die Metaphysik von Ehrhardt. 6. Das Grundproblem der Metaphysik von E. L. Fischer. 7. *Theologia naturalis* von Bödder. 8. Die metaphysischen Grundlagen der Ethik bei Aristoteles, von L. Filkuka. — **J. a Leonissa, Die „richtige Mitte“ in der mittelalterlichen Controverse über die unbefleckte Empfängnis. S. 54.** Dörholt wie mehrere andere Recensenten hatten die Art und Weise, wie Gutberlet die Stellung des hl. Thomas zur Lehre von der unbefleckten Empfängnis zu rechtfertigen versucht, als die einzige richtige, als die rechte Mitte bezeichnet. Das lässt Vf. nicht gelten: Der hl. Thomas soll die unbefleckte Empfängnis formell gelehrt haben (obgleich die Dominicaner Jahrhunderte hindurch, auf die Auctorität des hl. Thomas gestützt, sie geleugnet haben). — **R. Zastiera, Kinder in Polizei- und Gefängnissen. S. 70.** Kritik des im Auftrage der Commission der Internationalen Criminalisten-Vereinigung von Dr. Appellius veröffentlichten Berichtes und Gesetzesentwurfes: „Ueber die Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloster Kinder.“ Der Vf. macht sodann positive Vorschläge.